

Zeitschrift: Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Band: 98 (2018)
Heft: 1058

Artikel: Aufklärung jetzt!
Autor: Pinker, Steven
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-816138>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aufklärung jetzt!

In Zeiten identitätspolitischer Verirrungen braucht es eine radikale Rückbesinnung auf die vier grossen Motive der Aufklärung: Vernunft, Wissenschaft, Humanismus und Fortschritt.

von Steven Pinker

Was ist Aufklärung? In einem mit dieser Frage betitelten Aufsatz gab Immanuel Kant 1784 zur Antwort, Aufklärung bestehe im «Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit». Aus «Faulheit und Feigheit» unterwerfe sich der Mensch den «Satzungen und Formeln» religiöser oder politischer Autoritäten. Der Wahlspruch der Aufklärung, so Kant, sei: «Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!», ihre Urforderung jene nach Gedanken- und Redefreiheit.

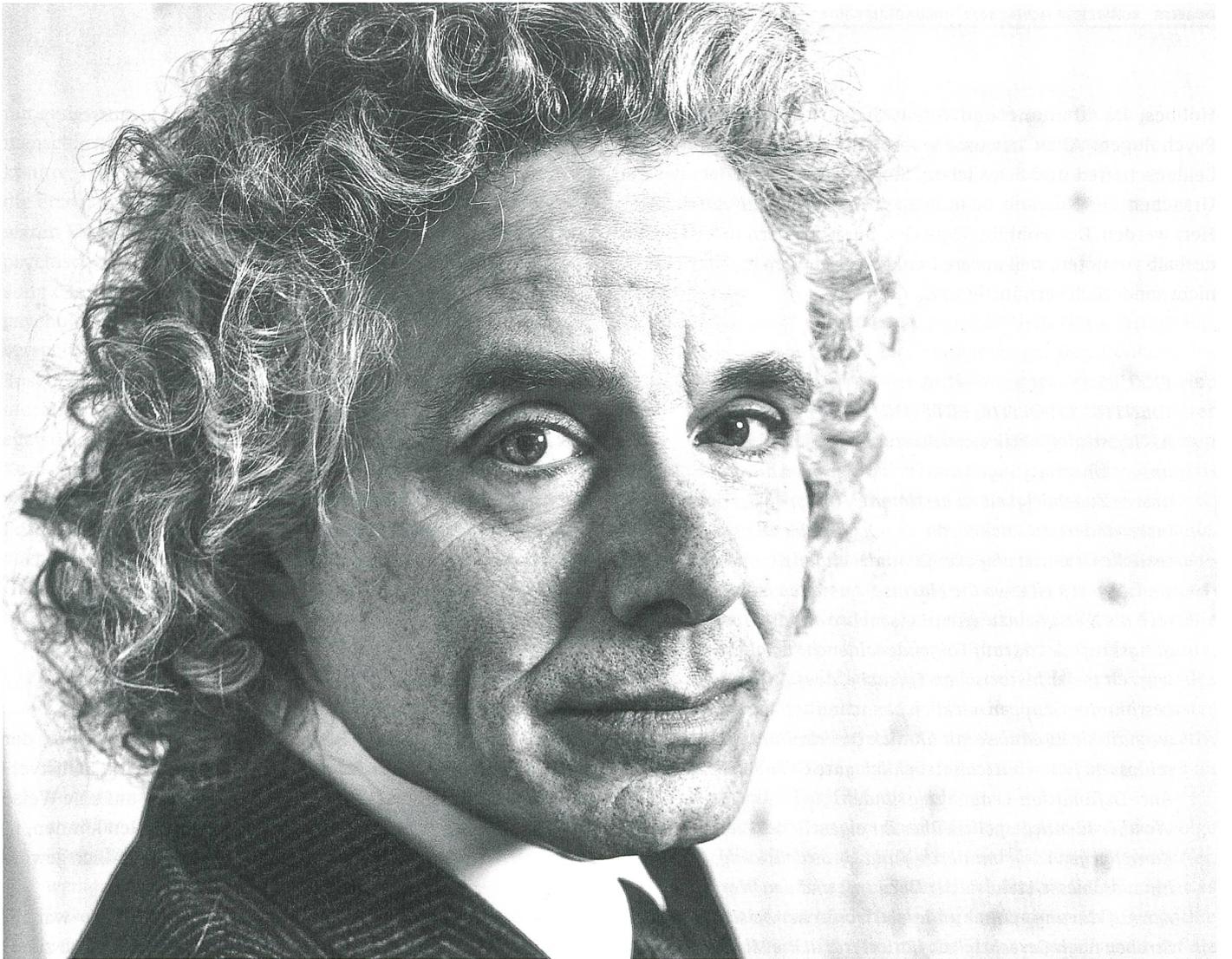
Was ist *die* Aufklärung? Eine offizielle Antwort darauf gibt es nicht. Jene Ära, die nach Kants Aufsatz heisst, hatte keine Eröffnungs- und Abschlusszeremonie wie die Olympischen Spiele. Auch sind ihre Grundsätze in keinem Eid oder Glaubensbekenntnis festgeschrieben. Die Aufklärung wird gewöhnlich in den letzten zwei Dritteln des 18. Jahrhunderts verortet. Sie speiste sich aus der wissenschaftlichen Revolution und dem Zeitalter der Vernunft im 17. Jahrhundert und mündete in die Blüte des klassischen Liberalismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Denker der Aufklärung, angeregt von Wissenschaft und Forschung und deren Kritik am herkömmlichen Erkenntnismodell, zudem eingedenk der blutigen Religionskriege der jüngeren Vergangenheit und begünstigt durch Freizügigkeit der Menschen und Ideen, strebten nach einem neuen Verständnis der *Conditio humana*.

Ihre Zeit war ein Füllhorn der Ideen, einige davon widersprüchlich, doch durch vier Motive verbunden: Vernunft, Wissenschaft, Humanismus und Fortschritt.

Vernunft

Zuoberst steht die Vernunft. Vernunft ist nicht verhandelbar. Wer immer die Frage diskutiert, was wir glauben sollen (oder jede andere Frage), wer darauf besteht, dass die Antworten (welche auch immer) vernünftig, berechtigt oder wahr zu sein haben und dass andere sie mithin ebenfalls glauben sollen, hat sich auf die Vernunft eingelassen und darauf, dass seine Überzeugungen an objektiven Standards gemessen werden. Wenn es etwas gibt, das die Denker der Aufklärung gemeinsam haben, ist es das Beharren auf dieser Prüfung unseres Weltbildes mit dem Massstab der Vernunft, die Ablehnung jener Quellen der Täuschung: Glaube, Dogma, Offenbarung, Autorität, Charisma, Mystizismus, Weissagungen, Visionen, Bauchgefühl oder das hermeneutische Auslegen heiliger Schriften.

Viele moderne Autoren verwechseln das aufklärerische Bestehen auf Vernunft mit der unhaltbaren Behauptung, wir handelten stets vernünftig. Nichts widerspräche derart aller historischen Wirklichkeit. Denker wie Kant, Baruch Spinoza, Thomas



«Das Wohlergehen Einzelner –
Männer, Frauen, Kinder – ist
wichtiger als der Ruhm der
Stammesgemeinschaft, der Rasse,
der Nation oder der Religion.»

Steven Pinker

Steven Pinker, imago / ZUMA Press.

Hobbes, David Hume und Adam Smith waren scharfsinnige Psychologen. Allzu bewusst waren ihnen unsere irrationalen Leidenschaften und Schwächen. Sie wussten: nur indem wir die Ursachen der Narrheit beim Namen nennen, können wir ihrer Herr werden. Der wohlüberlegte Gebrauch der Vernunft war eben deshalb vonnöten, weil unsere Denkgewohnheiten im allgemeinen nicht sonderlich vernünftig sind.

EXKURS:

IDENTITÄTSPOLITIK, EIN FEIND DER VERNUNFT

Als Identitätspolitik bezeichnet man die Annahme, unsere Überzeugungen und Interessen seien durch unsere Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen bestimmt, insbesondere zu solchen, die durch Geschlecht, Rasse, sexuelle Orientierung oder Behinderungen definiert sind. Typisch ist etwa die Marotte, Aussagen mit einem «Ich als XYZ...» einzuleiten – als mehr das die Überzeugungskraft des darauf Folgenden. Identitätspolitik wurzelt in der historischen Tatsache, dass Angehörige bestimmter Gruppen wirklich benachteiligt waren, weshalb sie Bündnisse mit ähnlich Diskriminierten schlossen: Juden hatten tatsächlich gute Gründe, die Anti-Defamation-League zu gründen.

Wo aber Identitätspolitik über ihr eigentliches Ziel, den Kampf gegen Diskriminierung und Unterdrückung, hinausschiesst, steht sie der Vernunft und den Werten der Aufklärung – unter anderem, ironischerweise, dem Streben nach Gerechtigkeit für unterdrückte Minderheiten – entgegen. Vernunft baut auf der Existenz einer objektiven Wirklichkeit und allgemein gültiger Regeln der Logik auf. Wie einst der russische Schriftsteller Anton Tschechow sagte: Es gibt kein nationales Einmaleins. Ebenso wenig gibt es ein schwarzes oder ein LGTB-Einmaleins.

Hier geht es nicht bloss darum, die Begründung von Wissenschaft und Politik in der Wirklichkeit aufrechtzuerhalten; das Bestehen auf Vernunft ist ebenso der Motor unseres Strebens nach moralischer Verbesserung, wie es die Identitätspolitik inspirierte. Sklavenhandel und den Holocaust hat es tatsächlich gegeben, sie sind keine identitätsstiftenden Mythen bestimmter Gruppen. Alle Menschen, unabhängig von Rasse, Geschlecht oder sexueller Orientierung, erkennen sie als Tatsache an und sind in der Pflicht, ihre Wiederholung zu verhindern.

Sogar jener Aspekt der Identitätspolitik, in dem wenigstens ein Körnchen Wahrheit steckt – dass niemand wirklich erleben kann, was es heisst, eine Frau zu sein, ein Weissler oder ein Afroamerikaner –, kann, wo er zu weit getrieben wird, das Ideal der Gleichheit und Harmonie

unterlaufen. Dann gerät er in Konflikt mit der grossen aufklärerischen Entdeckung, dass nämlich wir Menschen mit der Fähigkeit zur Einfühlung ausgestattet sind, was uns erlaubt, die Erfahrungen und Leiden anderer nachzuvollziehen. Es ist also nichts alberner als die Empörung über «kulturelle Aneignung» – als sei es etwas Schlechtes und nicht vielmehr etwas Gutes, wenn ein weisser Autor versucht, die Welterfahrung eines Schwarzen zu beschreiben, oder andersherum. Gewiss, Empathie allein reicht nicht. Doch ein weiterer Grundsatz der Aufklärung lautet, dass der Mensch imstande sei, universale Rechtsprinzipien zu würdigen, die eben dort wirksam sind, wo Empathie versagt. Allen Hoffnungen auf moralischen Fortschritt ist besser damit gedient, dass universale menschliche Interessen anerkannt werden, statt dass verschiedene Gruppen einander in einem Nullsummenspiel gegenübergestellt werden.

Wissenschaft

Hier schliesst das zweite Ideal an: das der Wissenschaft, der Verfeinerung der Vernunft zum Zweck des Welt- und Selbstverständnisses. Die wissenschaftliche Revolution war auf eine Weise revolutionär, die wir uns heute kaum noch vorstellen können, in einer Zeit, da uns ihre Entdeckungen so selbstverständlich geworden sind.

Der Bedarf nach einer «Wissenschaft vom Menschen» war ein Motiv, das aufklärerische Denker verband, die sonst über so ziemlich alles unterschiedlicher Meinung waren: Montesquieu, Hume, Smith, Kant, Nicolas de Condorcet, Denis Diderot, Jean-Baptiste d'Alembert, Jean-Jacques Rousseau und Giambattista Vico, um

In Kürze

Wo Identitätspolitik über ihr Ziel, den Kampf gegen Diskriminierung und Unterdrückung, hinausschiesst, steht sie der Vernunft und den Werten der Aufklärung entgegen.

Zusammenarbeit ist besser als Isolation: In einem funktionierenden Markt ist es billiger, Dinge zu kaufen, als sie zu stehlen, und die Menschen sind einander lebendig mehr wert als tot.

Wer die Vernunft preist, für den zählt nur die Integrität des Gedankens, nicht die Persönlichkeit dessen, der ihn denkt. (mw)

nur einige zu nennen. Ihr Glaube an die Existenz einer universalen menschlichen Natur, die zudem wissenschaftlich erforscht werden konnte, machte sie zu frühen Anwendern von Wissenschaften, die erst Jahrhunderte später eigene Namen erhalten sollten: Sie waren kognitive Neurowissenschaftler, die Denken, Fühlen und psychische Störungen in Begriffen einer mechanistischen Auffassung des Gehirns zu erklären versuchten. Sie waren Evolutionspsychologen, die das Leben im Naturzustand zu rekonstruieren versuchten und nach tierischen Instinkten forschten, die «unserem Busen eingepflanzt» seien. Sie waren Sozialpsychologen, die von moralischen Empfindungen schrieben, die uns verbänden, von egoistischen Leidenschaften, die uns trennten, und von unserer Kurzsichtigkeit, die unsere besten Pläne zunichtemache. Und sie waren Kulturanthropologen, die die Berichte von Reisenden und Entdeckern auswerteten und Erkenntnisse sowohl zu menschlichen Universalien als auch zur Vielfalt menschlicher Sitten und Gebräuche rund um die Welt zutage förderten.

EXKURS:

LINKE SCHLAGSEITE IM AKADEMISCHEN BEREICH
An den Universitäten steht dieser Tage viel auf dem Spiel, insofern bestimmte Hypothesen von aller Kritik ausgenommen sind, während andere nicht einmal erwähnt werden dürfen. Wie John Stuart Mill bemerkte; «Der, der nur seine eigene Seite des Falles kennt, kennt wenig von ihm.» Dies ist das erste Problem: Zum Teil hat linke Politik das Studium der menschlichen Natur verzerrt, unter anderem die Themen Sex, Gewalt, Gender, Kindererziehung, Persönlichkeit und Intelligenz. Das zweite Problem ist, dass mancher, der plötzlich bestimmte verbotene Fakten ausserhalb des Forums ernsthafter Diskussion entdeckt (ein solches sollten Universitäten eigentlich sein), aus diesen Fakten gefährliche Schlüsse zieht, etwa dass die Unterschiede zwischen den Geschlechtern die Diskriminierung von Frauen rechtfertigten. Derlei Fehlschlüsse sind Wasser auf die Mühlen der Neuen Rechten. Das dritte Problem ist, dass gewisse illiberale Possen der radikalen Linken die universitäre Welt im Ganzen diskreditieren. Davon ist die riesige Gruppe gemässigter und aufgeschlossener Akademiker betroffen, die ihre Forschungsarbeit von Politik freihalten. All jenen öffentlichkeitswirksamen Possen zum Trotz sind die Universitäten ein weit unparteiischerer Raum als etwa die Twittersphäre, der US-Kongress oder ideologisch gefärbte Think Tanks. So pflegen etwa weite Teile der Rechten den Mythos, dass die weitgehende Einmütigkeit der Wissenschaft hinsichtlich einer vom Menschen verursachten Erderwärmung auf einer Verschwörung politisch korrekter Akademiker beruhe, mit dem Ziel, die Wirtschaft dem

Staat zu unterwerfen. Das ist natürlich dummes Zeug, kann aber Schwung aufnehmen, wenn die repressiven Fanatiker mit ihrer lauten Stimme die meiste Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Humanismus

Der Gedanke einer universellen menschlichen Natur bringt uns zu unserem dritten Motiv: dem Humanismus. Den Denkern des Zeitalters der Vernunft und der Aufklärung war es wichtig, eine weltliche Begründung aller Moral zu finden. Sie standen unter dem Eindruck von Jahrhunderten des religiös begründeten Gemetzels: Kreuzzüge, Inquisition, Hexenjagden, die europäischen Religionskriege.

Sie legten den Grundstein dessen, was wir heute Humanismus nennen. Dessen Leitgedanke lautet: Das Wohlergehen Einzelner – Männer, Frauen, Kinder – ist wichtiger als der Ruhm der Stammesgemeinschaft, der Rasse, der Nation oder der Religion. Einzelne sind es, nicht Gruppen, die Empfindungen haben – Freude, Schmerz, Erfüllung, Angst. Dieses universelle Vermögen des Einzelnen, zu leiden oder zu gedeihen, sei es – ob als grösstes Glück der grössten Zahl formuliert oder als kategorischer Imperativ, Menschen als Ziele und nicht als Mittel zu betrachten –, das an unser moralisches Empfinden appelliert.

Zum Glück befähigt uns unser Menschsein, dem Appell Folge zu leisten. Wir sind mit der Fähigkeit zur Sympathie ausgestattet, zum Wohlwollen, Erbarmen, Mitgefühl. Derart befähigt gibt es nichts, was uns daran hindern könnte, den Kreis unserer Sympathie auszuweiten: von der Familie und der Stammesgesellschaft auf die Menschheit als Ganzes – insbesondere da uns im zunehmenden Licht der Vernunft immer weniger zur Annahme berechtigt, wir – oder eine der Gruppen, der wir angehören – hätten eine Sonderbehandlung verdient. Dass wir uns zuletzt als Weltbürger begreifen, ist schlechthin unausweichlich.

Die Denker der Aufklärung brachte ihr Humanismus dazu, nicht nur religiöse Gewalt, sondern ebenso die weltlichen Gräueltaten ihrer Zeit zu verdammen: Sklaverei, Tyrannei, die Todesstrafe für Bagatelldelikte wie Ladendiebstahl oder Wilderei, sadistische Strafen wie Auspeitschen, Amputation, Pfählen, Herausreissen der Eingeweide, Rädern oder Verbrennen auf dem Scheiterhaufen. Die Aufklärung wird bisweilen auch humanitäre Revolution genannt, da sie zur Abschaffung barbarischer Praktiken führte, die über Jahrtausende Normalität gewesen waren. Wenn die Abschaffung der Sklaverei und grausamer Strafen kein Fortschritt ist, gibt es überhaupt keinen Fortschritt. Das bringt uns zum vierten Ideal der Aufklärung.

Fortschritt

Die Wissenschaften haben unser Weltverständnis vermehrt, Vernunft und Weltbürgertum haben unseren Kreis des Mitgefühls erweitert. Die Menschheit ist intellektuell und moralisch vorange-

kommen. Wir sind nicht dazu verdammt, der wachsenden Unvernunft unserer Tage tatenlos zuzusehen – ebenso wenig dazu, ein goldenes Zeitalter wiederherstellen zu wollen.

Das Ideal des Fortschritts sollte nicht mit jenem Versuch des 20. Jahrhunderts verwechselt werden, der «autoritären Hochmoderne», wie der Politologe James Scott es nannte, die Gesellschaft den scheinbar wissenschaftlichen Plänen der Technokraten gefügig zu machen. Dieses Bestreben verneinte die Existenz einer menschlichen Natur mit ihrem unordentlichen Bedürfnis nach Schönheit, Natur, Tradition oder sozialer Intimität. Am grünen Tisch planten die Modernisten neue Städte, in denen sie lebendige Wohnviertel durch Schnellstrassen, Hochhäuser, zugige Plätze und brutalistische Architektur ersetzen.

«Die Menschheit wird wiedergeboren» und «in ordentlicher Relation zum Ganzen leben», theoretisierten sie. Obwohl solche Entwicklungen manchmal unter «Fortschritt» liefen, lag Ironie in diesem Gebrauch des Wortes: Fortschritt, der nicht von Humanismus geleitet ist, ist kein Fortschritt. Die Hoffnungen der Aufklärer auf Fortschritt ruhten weniger auf einer Umgestaltung der menschlichen Natur als auf den Institutionen: Menschgemachte Systeme wie Regierungen, Gesetze, Schulen, Märkte und internationale Organisationen sind naheliegende Ansatzpunkte, um mit Hilfe der Vernunft das Leben aller besser zu machen.

In diesem Sinne ist Regierung keine göttlich sanktionierte Herrschaft, kein Synonym für Gesellschaft, keine Manifestation einer nationalen, religiösen oder ethnischen Seele, sondern eine menschliche Erfindung, ein stillschweigender Gesellschaftsvertrag. Er dient dem Wohl der Bürger, indem er ihr Verhalten koordiniert und egoistischem Handeln entgegenwirkt, zu dem sich der Einzelne versucht fühlt, das aber dem Allgemeinwohl

abträglich ist. Das wohl berühmteste Produkt der Aufklärung, die amerikanische Unabhängigkeitserklärung, formuliert es so: Zur Sicherung des Rechts auf Leben, auf Freiheit und auf das Streben nach Glück sind Regierungen unter den Menschen eingerichtet, die ihre rechtmässige Macht aus der Zustimmung der Regierten herleiten.

Wohlfahrt

Die Aufklärung brachte auch die erste Analyse der Wohlfahrt hervor. Sie fragte nicht, wie Wohlstand verteilt sei, sondern begann mit der vorgängigen Frage, wie Wohlstand überhaupt entstehe. Spezialisierung funktioniert nur auf einem Markt, der Spezialisten erlaubt, ihre Waren und Dienstleistungen zu tauschen. Smith sah wirtschaftliche Aktivität als Form der Kooperation zu gegenseitigem Nutzen an (als Positivsummenspiel, wie man heute sagen würde): Jeder bekommt etwas zurück, das für ihn wertvoller ist, als was er hingegeben hat. Durch freiwilliges Tauschen nützen wir anderen, indem wir uns selbst nützen, oder in Smiths Worten: «Nicht von dem Wohlwollen des Metzgers, des Brauers oder Bäckers erwarten wir unsere Mahlzeit, sondern von ihrer Bedachtnahme auf ihr eigenes Interesse. Wir wenden uns nicht an ihre Humanität, sondern an ihre Eigenliebe.» Smith hielt die Menschen nicht für rücksichtslos egoistisch und fand auch nicht, dass sie es sein sollten; kaum jemand schrieb je so leidenschaftlich wie er über zwischenmenschliche Sympathie. Alles, was er sagte, war, dass die Neigung der Menschen, für ihre Familien und für sich selbst zu sorgen, dem Allgemeinwohl dienen kann.

Tauschen kann eine Gesellschaft nicht nur reicher machen, sondern auch friedlicher. In einem funktionierenden Markt ist es billiger, Dinge zu kaufen, als sie zu stehlen, und die Menschen

Anzeige

Familie Zahner | 8467 Truttikon
052 317 19 49 | www.zahner.biz | zahner@swissworld.com



Die 7 Besten von 50 Barriques.

Fr. 25.—

Truttiker Pinot Noir Barrique

Réserve du Patron

sind einander lebendig mehr wert als tot. Oder wie es der Ökonom Ludwig von Mises Jahrhunderte später formulierte: «Wenn der Schneider gegen den Bäcker kämpfen will, muss er trachten, sein Brot selbst zu erzeugen.» Viele Denker der Aufklärung, unter anderen Montesquieu, Kant, Voltaire, Diderot und der Abbé de Saint-Pierre, vertraten das Ideal des «doux commerce», eines wohltätigen Handels. Die amerikanischen Gründerväter – George Washington, James Madison und besonders Alexander Hamilton – entwarfen die Institutionen der jungen Nation mit Blick auf dieses Ideal.

EXKURS:

FREIE MÄRKTE UND WOHLFAHRT

Wenn Sie eine moralisch ernsthafte Person sind und alle Menschenleben für gleichwertig halten, sollten Sie Massnahmen, die Milliarden Menschen aus drückender Armut befreien, aber Millionen amerikanische Fabrikarbeiter arbeitslos machen, aus moralischer Sicht uneingeschränkt befürworten. Doch natürlich wäre es für einen amerikanischen Politiker politischer Selbstmord, eine solche Kalkulation auch nur eine Millisekunde lang zu erwägen. Und doch gibt es aus US-Sicht durchaus auch andere Gründe, Globalisierung gutzuheissen: billigere Waren für Hunderte Millionen amerikanischer Verbraucher, grössere Märkte für amerikanische Exporteure sowie die höhere Stabilität einer reicheren Welt mit weniger Migration, Epidemien und Aufständen.

Wir wissen, dass Marktwirtschaft im Vergleich zur totalitären Planwirtschaft Länder freier, reicher und zufriedener macht. Wir wissen aber auch, dass die Gewohnheit sowohl der radikalen Linken als auch der radikalen Rechten, Kapitalismus mit Anarchokapitalismus gleichzusetzen (keine Regulierung, keine Sozialausgaben), falsch ist. Man kann für freie Märkte mit Regulierungen sein, ebenso wie man für freie Gesellschaften mit Strafrecht sein kann. Selbst der kompromissloseste Anhänger freier Märkte muss zugeben, dass Märkte denjenigen, die nichts anzubieten haben, also Kindern, Alten, Kranken und Zukurzgekommenen, keineswegs einen anständigen Lebensunterhalt gewährleisten. Ebenso müssen sie anerkennen, dass Märkte als solche ausserstande sind, öffentliche Güter zu schützen, die niemandes Eigentum sind – etwa die Erdatmosphäre. Kein Wunder, dass alle wohlhabenden, kapitalistischen Länder hohe Sozialausgaben und einen hohen Regulierungsgrad aufweisen. Und als Kanadier kann ich bestätigen, dass freie Marktwirtschaften mit im Vergleich zu den USA höheren Sozialausgaben und Regulierungen keineswegs finstere Dystopien auf dem besten Weg in Richtung Venezuela

sind, sondern tatsächlich ziemlich lebenswerte Orte mit mehr Zufriedenheit, besserer Bildung, längeren Lebensspannen, weniger Gewaltverbrechen, Abtreibungen und Geschlechtskrankheiten.

Frieden

Damit kommen wir zu einem weiteren Ideal der Aufklärung: Frieden. Krieg war ein so gewöhnlicher Bestandteil der Geschichte, dass es nahelag, ihn als Konstante der *Conditio humana* zu betrachten und zu glauben, dass Frieden erst in einem messianischen Zeitalter möglich sei. Doch mit der Aufklärung wurde Krieg nicht länger als göttliche Strafe angesehen, die man zu erdulden und beklagen hatte, oder als ruhmreicher Streit, den es zu gewinnen und zu feiern gab, sondern als praktisches Problem, das gemildert und eines Tages gelöst werden musste. In «Vom ewigen Frieden» schlägt Kant Massnahmen vor, um Herrscher davon abzubringen, ihre Länder in Krieg zu stürzen. Neben internationalem Handel empfiehlt er repräsentative Republiken (was wir Demokratien nennen würden), gegenseitige Transparenz, Normen gegen Angriffskriege oder Einmischungen, Freizügigkeit sowie einen Staatenbund, der etwaige Konflikte seiner Mitglieder schlichtet.

Bei aller Bewunderung für die Voraussicht jener Gründer, Gestalter und Philosophen sollten wir die Aufklärung nicht verklären. Die Aufklärer waren Männer und Frauen ihres Zeitalters, des 18. Jahrhunderts. Einige waren Rassisten, Sexisten, Antisemiten, Sklavenhalter oder Duellanten. Einige der Fragen, über die sie sich den Kopf zerbrachen, scheinen uns unterdessen fremd. Zudem hatten sie neben den brillanten auch genügend schwachsinnige Ideen. Entscheidend war: sie lebten zu früh, um einige der Eckpfeiler unseres modernen Wirklichkeitsverständnisses zu würdigen, Konzepte wie Entropie, Evolution oder Information.

Und sie wären die ersten gewesen, das zuzugeben. Wer die Vernunft preist, für den zählt nur die Integrität des Gedankens, nicht die Persönlichkeit dessen, die ihn denkt. Und wer sich dem Fortschritt verschrieben hat, kann schwerlich behaupten, im Besitz der höchsten Wahrheit zu sein. Es schmälert die Bedeutung der Aufklärer nicht im Mindesten, einige entscheidende Einsichten in die *Conditio humana* und das Wesen des Fortschritts zu benennen, die uns gegeben sind, die ihnen aber fehlten. ◀

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Jan Meyer-Veden.

Steven Pinker

ist US-amerikanisch-kanadischer Experimentalpsychologe, Kognitionswissenschaftler und Linguist. Er ist Professor in Harvard, von ihm erscheint im September auf Deutsch: «Aufklärung jetzt!» (Fischer, September 2018). Der vorliegende Essay erscheint hier erstmals und exklusiv auf Deutsch. Der Beitrag setzt sich zusammen aus Teilen von Pinkers kommandem Buch und thematischen Konkretisierungen, die Steven Pinker auch in einem Interview mit «Weekly Standard» gemacht hat. Wir danken dem Autor für die freundliche Zusammenarbeit.

«Die Innovation liegt in der DNA dieses Landes»

Die Chefin von Microsoft Schweiz weiss: gute Arbeitsbedingungen sorgen für Identifikation mit der Firma. Dafür engagieren sich noch längst nicht alle hiesigen Unternehmen. Können sie von einem Dinosaurier der IT-Branche etwas lernen?

Ronnie Grob trifft Marianne Janik

Frau Janik, als Deutsche in der Schweiz und als CEO eines international tätigen Unternehmens: Welche Besonderheiten weist die Schweiz im Unterschied zu anderen Ländern hinsichtlich der Digitalisierung auf?

Der Erfolg bei der Digitalisierung kommt ja oft aus der Fähigkeit, zu kooperieren und sich zu vernetzen. Die Schweiz ist hierbei gut aufgestellt: Sie funktioniert stark in Netzwerken. Die Innovation liegt in der DNA dieses Landes und vor allem auch in den KMU. Und das Thema Sicherheit ist ein Markenkern.

Welche kulturellen Besonderheiten können mit dem Wandel in Konflikt geraten?

Was es braucht, ist der Wille und die Fähigkeit, auch über die Schweiz hinauszu denken. Zu sagen: «Wir wollen neutral sein und nicht überall mitmachen, denn wir sind uns selbst genug» – das hat viel mit Identität zu tun. Es ist ein Bruch, der historisch nachvollziehbar ist, denn als von Grossen umringter Kleiner neigt man dazu, sich zu verstecken. Ich frage mich allerdings, ob die in der Schweiz typische Bescheidenheit wirklich angebracht ist.

Konkreter?

Sich nicht genügend zu zeigen und zu vermarkten kann auch ein Fehler sein, ein falschverstandenes Understatement. Ich glaube, es braucht mehr Selbstmarketing in der heutigen Zeit.

Sie arbeiten für einen internationalen Konzern in einem Land, das sich oft in Identitätsfragen aufreißt. Ist das nicht auch mühsam manchmal? Microsoft hat sich bewusst für eine Struktur entschieden, die auf Ländern basiert und nicht auf Kontinenten oder grösseren Regionen – eben weil wir glauben, dass nationale und kulturelle Unterschiede wichtig sind. Wir sind nun dreissig Jahre in der Schweiz und haben Mitarbeiter aus 43 Nationen. Darunter gibt es natürlich auch welche, denen die schweizerischen Eigenheiten zu Beginn etwas mühsam erscheinen und die nicht verstehen wollen, dass sie als Mitarbeiter eines internationalen Konzerns Rücksicht auf lokale Gegebenheiten nehmen müssen. Hier muss man die Kollegen heranführen und ich habe noch keinen angetroffen, der sich nicht hätte überzeugen lassen.



«Ich frage mich,
ob die in der Schweiz
typische Bescheidenheit
wirklich angebracht ist.»

Marianne Janik

Marianne Janik, fotografiert von Philipp Baer.

«In unserem Schweizer Netzwerk gibt es derzeit rund 6000 Partner, die insgesamt 15 000 offene Stellen nicht besetzen können.»

Marianne Janik

Blicken wir kurz gemeinsam auf die Microsoft-Geschichte zurück: Es gibt dieses berühmte Teamfoto der ersten 11 Microsoft-Mitarbeiter von 1978. In den 1990er Jahren war die Firma dann ein «Monopol», das angeblich die ganze Welt bedrohte und zerschlagen gehörte. Heute ist Microsoft ein erfolgreicher, alles andere als ausgestorbener Dinosaurier in der Branche. Gibt es trotz dieses ständigen Wandels eine eigene, Microsoft-interne Identität?

Es gab ja vor vier Jahren einen Wechsel: Satya Nadella, der selbst schon zwanzig Jahre bei Microsoft arbeitete, folgte 2014 auf Steve Ballmer und ist damit nach Bill Gates erst der dritte CEO des Unternehmens. Er hat es geschafft, die Vision aus den Anfangszeiten – also zum Beispiel «a PC in every home» – in die heutige Zeit zu bringen: Microsoft will Technologie schaffen, die dem Menschen als Unterstützung und Hilfsmittel dient, letztlich also die Demokratisierung der Technologie. Nadella hat das Portfolio umgebaut und gleicht das, was entwickelt wird, stets mit dieser Vision ab.

Soll man auch stolz sein, Microsoft-Mitarbeiter zu sein?

Auf jeden Fall! Wir glauben an menschliche Neugier, daran, dass man an sich arbeiten kann – und sich gegenseitig unterstützt, was auch Möglichkeiten für jene eröffnet, die beispielsweise körperlich oder geistig benachteiligt sind. Ich sehe das Unternehmen als einen Rahmen, in dem sich die Leute verwirklichen können.

Wie hat sich die Produktpalette von Microsoft Schweiz im Sinne dieser Vision verändert in den letzten vier Jahren?

Das Portfolio rund um das Thema Kollaboration wird gut aufgenommen. Dann bieten wir ab 2019 Cloud-Lösungen mit Servern in der Schweiz an. Die Wege sind kurz hier – und so kommen Firmen, Partner, Personen auch branchenübergreifend viel schneller zusammen und sind auch bereit, zusammenzuarbeiten. Wir haben deshalb früh angefangen, über Ökosysteme nachzudenken, also über die Frage, welchen Baukasten diese Systeme jeweils benötigen, denn auf diese Bedürfnisse muss man richtig, also passgenau, reagieren.

Gilt Microsoft Schweiz auch als KMU?

Ja, mit 600 Mitarbeitern sind wir auch ein KMU. Für kleinere und mittlere Unternehmen ist die Beurteilungsfähigkeit bei Technologieentscheidungen eine Herausforderung. Wir arbeiten daran, diese zu stärken, auch mit den Verbänden. Wenn es ohne neue Technologie geht, dann verweigern sich doch viele KMU, überhaupt eine Technologieentscheidung zu treffen. Ich gebe Ihnen ein gegenteiliges Beispiel: die Hiag-Gruppe begann 1876 als Familienunternehmen in der Holzindustrie und veränderte sich Anfang der 2000er Jahre zu einem Immobilienunternehmen, heute ist sie im Facility Management tätig. Jetzt will das Unternehmen zu einem Spezialisten für Konnektivität im digitalen Zeitalter werden.

Eine erstaunliche Transformation.

Ja, es gibt diese Unternehmer, die sagen: Ich wage es, aber ich wage es nicht alleine und nehme Partner an Bord. Vor ihrem Mut muss man den Hut ziehen. In den Medien erfährt man allerdings kaum je von diesen erfolgreichen Transformationsprozessen vor der eigenen Haustür. Viele der Journalisten fliegen lieber ins Silicon Valley nach Kalifornien und schreiben über die Veränderungen dort.

Digitalisierung ist ja sehr konkret. Wenn Sie vergleichen, wie Sie 2008 gearbeitet haben und wie Sie jetzt als CEO 2018 arbeiten – was hat sich geändert?

Die Möglichkeiten, mit eigenen Mitarbeitern und mit Partnern zu kollaborieren, haben zugenommen. Heute bin ich in der Lage, einen Gruppenchat oder eine Telefonkonferenz einzuberufen oder ein Dokument aufzusetzen, an dem wir dann gemeinsam arbeiten. Sehr intensiv nutze ich die Sprachübersetzungsprogramme, die ja heute durchaus brauchbar sind. Ich spreche mit meinen Geräten, und abends, wenn ich keine Lust mehr habe, Texte zu lesen, lasse ich sie vorlesen. Ich will das zwar nicht immer wissen, aber ich verfüge auch über ein Programm, das mir sagt, wie ich gearbeitet habe.

Was teilt Ihnen dieses Programm mit?

Das nennt sich My Analytics: es sagt mir, wie viel Zeit ich mir abseits von Terminen genommen habe, wie lange meine Meetings im Schnitt sind, mit wem ich am meisten zusammenarbeite, ob ich Multitasking mache oder nicht. Diese Daten sind nur für mich bestimmt, aber ich könnte sie auch teilen.

Was haben Sie denn gemäss My Analytics letzte Woche falsch gemacht?

Ich habe viel zu viele E-Mails geschrieben ausserhalb der Kernarbeitszeit, ich war zu oft am Abend aktiv und ich hatte zu wenig Zeit für mich selbst. Wichtig ist es, sich auch mal komplett abzumelden und alle Geräte abzuschalten – und das mache ich auch. Ich versuche insgesamt, achtsamer zu sein. Denn oft sieht man als Führungskraft ja Mitarbeiter über eine längere Zeit nicht persönlich – und so steigt die Gefahr, dass man sie nicht mehr spürt und gegebenenfalls die falschen Entscheide trifft.

Sie haben als Studentin an der Migros-Kasse in Kreuzlingen gearbeitet – das ist ein Job, den es absehbar bald nicht mehr geben wird, nicht zuletzt aufgrund neuer Möglichkeiten der Vernetzung durch digitale Systeme. Wird es generell weniger Arbeit geben?

Momentan sieht es nicht danach aus: In unserem Schweizer Microsoft-Partner-Netzwerk gibt es derzeit rund 6000 Partner, die insgesamt 15 000 offene Stellen nicht besetzen können – in den letzten zwölf Monaten hat sich diese Zahl sogar noch vergrössert. Dabei handelt es sich um technisch anspruchsvolle Stellenprofile: Programmierer, Datenwissenschaftler, aber auch Mitarbeiter, die

sowohl Technologie als auch Prozesse verstehen. Auch ausserhalb des Netzwerks werden Datenwissenschaftler händeringend gesucht – die Uni St. Gallen offeriert aber erst in diesem Herbst einen ersten Lehrgang in Data Science Fundamentals. Im Bereich Cybersicherheit könnten ebenfalls Zehntausende von Stellen sofort besetzt werden.

Auf der anderen Seite gibt es aber auch 50jährige arbeitslose Programmierer. Wenn Fachkräftemangel auf Arbeitslosigkeit trifft, dann liegt das Problem also bei der Bildung?

Richtig. Die Erkenntnis, was die Wirtschaft *tatsächlich* braucht, muss sich im Schulalltag abbilden, und das funktioniert nicht gut genug. Wir versuchen, uns einzubringen, indem wir Tage der offenen Tür organisieren oder mit unserem Programm Educonnect auch aktiv bei den Schulen vorbeigehen – ohne dort etwas verkaufen zu wollen.

Microsoft testet neue Arbeitsmodelle und Strukturen auch gleich selbst, habe ich gelesen. Auch in den Zürcher Teams?

Ja. Wir machen das, weil wir als Arbeitgeber attraktiv sein wollen und unterschiedlichen Charakteren die Möglichkeit bieten wollen, sich einzubringen. Seit bald zehn Jahren haben wir keine Präsenzpflicht mehr. Wir individualisieren auch die Gestaltung der Büroräume, kürzlich etwa räumten wir ein ganzes Stockwerk aus, um dort einen Co-Working-Space einzurichten. Wir wollen es unseren Mitarbeitern auch ermöglichen, mit einem Bein bei uns angestellt zu sein und mit einem anderen Bein ein eigenes Unternehmen zu betreiben. Wir experimentieren auch mit externalisierten Strukturen, also mit Mitarbeitern, die gerne parallel auch noch andere Dinge machen wollen.

Oft ist das auch eine Frage der Bürokratie. Hat letztere in der Schweiz spürbar zugenommen in Ihrer Zeit hier?

Ja, ganz klar. Das Arbeitszeitgesetz macht uns Mühe. Wir haben ausserdem grosse Schwierigkeiten mit Arbeitserlaubnissen aus dem Nicht-Schengen-Raum, sogar dann, wenn wir nur für einige Zeit einen Experten vor Ort beiziehen wollen. Überdies müssen wir alle gemeinsam versuchen, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu verbessern – denken Sie nur an die schwierige Kinderkrippensituation an vielen Wohnorten unserer Mitarbeiter. Ich wünsche mir, dass die Schweiz ihre liberale Tradition aufrechterhält und nicht weiter reguliert. Und wenn sie reguliert, dann nur im Sinne von klaren Prinzipien. ◀

Marianne Janik

ist seit Juli 2015 als Country Manager für die Leitung von Microsoft Schweiz zuständig. Zuvor verantwortete sie rund vier Jahre lang die Bereiche öffentliche Verwaltung, Bildung und Gesundheitswesen in der Geschäftsleitung von Microsoft Deutschland.

Ronnie Grob

ist stv. Chefredaktor dieser Zeitschrift.